

# Aus der Wildnis in den Zoo

Auf Tierfang in Ostafrika

Von

Dr. Lutz Heck  
Zoologischer Garten Berlin

nr. 1-192.



Herausgegeben von Martin Proskauer  
Mit 2 Karten und 62 Bildern auf 47 Tafeln

---

Im Verlag Ullstein / Berlin

1930

Hochländern, wenn der Tau fiel, wurde es empfindlich kalt. In ganz klaren Nächten sank die Temperatur bis auf wenige Grad über Null. Ich fror oft heftig, wahrscheinlich, weil der Körper allmählich durch die hohen Temperaturen verweichlicht war, dann lag ich vor Kälte schauernd ohne Schlaf und erwartete sehnsüchtig den Morgen mit der wärmenden Sonne.

Unerwartete Begegnungen mit Tieren gehören zu jeder Safari. Einmal hob ich im Zelt meinen großen fotografischen Apparat auf; zu meinem Erstaunen lag eine giftige Puffotter darunter. Ich packte sie schnell am Schwanz, damit sie sich nicht hochringeln und mich beißen konnte, und schlug sie tot. Als ich sie aus dem Zelt warf, kamen die Eingeborenen herbei und sagten:

„Herr, du mußt ihr den Kopf abschneiden und ihn vergraben, das ist bei uns so Brauch!“

Das leuchtete mir ein, denn tatsächlich hätten die achtlos im Sand liegenden ausgedörrten Giftzähne noch nach Wochen eine tödliche Fußverletzung verursachen können.

In unserem Lager am Fuße des Meru-Berges fing ich auch spinnenähnliche Taranteln in meinem Zelt, wo sie auf Fliegenjagd ausgingen. Solche Mitbewohner des Zeltes störten nicht, und man gewöhnte sich schneller an sie, als man glaubte. Aber weit lästiger und gefährlicher waren die Moskitos, deren Stich die gefürchtete Malaria überträgt und schon manchen Afrikareisenden um Gesundheit und Leben gebracht hat. Aus diesem Grunde schläft man in den Tropen niemals ohne Moskitonetz, ein ganz leichtes Tüllgewebe, das über das Bett gehängt wird. Man durfte auch abends nicht die Stiefel ausziehen, da die Moskitos sich an den Fußgelenken besonders gern festsaugen.

Eine große Plage jeder Safari, insbesondere bei Märschen auf viel begangenen Karawanenstraßen, sind Sandflöhe. Als stecknadelkopfgroße Knöpfchen bohren sie sich unter die Zehennägel und wachsen hier allmählich bis zur Erbsengröße und noch mehr heran; verschiedene meiner Leute hatten ganze Zehenglieder infolge Vereiterung durch Sandflöhe verloren. Ich selbst hatte mehrmals unter diesen Tieren zu leiden; erst hatte ich einen merkwürdigen Reiz unter den Zehennägeln gar nicht beachtet, allmählich stellte sich ein immer heftigeres Brennen ein, bis ich dann endlich darauf kam, daß diese Plagegeister sich auch bei mir häuslich einrichten wollten. Ich rief meinen Boy, er nahm eine Sicherheitsnadel, die er geradebog und ausglühte, um dann mit großer Geschicklichkeit tief unterm Nagel der großen Zehe die noch kleinen Sandflöhe herauszuholen. Diese Operation wiederholte sich mehrmals, ohne daß ich mich an das scheußliche Gefühl gewöhnte.

In früheren Zeiten waren Sandflöhe in Ostafrika unbekannt. Diese Quälgeister stammen eigentlich aus Süd-Amerika und sind nach Afrika verschleppt worden, wo sie sich allmählich längs der Karawanenstraßen ausbreiteten.

Besonders lästig waren in der Masaisteppe auch die unzähligen Fliegen, die uns zu Tausenden umschwirrten und sich in die Augen, Ohren und Nasenlöcher setzten.

Als unser Lager von immer größeren Schwärmen heimgesucht wurde, mußte mein Boy, während ich an meinem Tagebuch schrieb oder fotografische Arbeiten ausführte, neben mir stehen und mit einem Antilopenschwanz — dem natürlichsten Fliegenwedel — die Plagegeister vertreiben.

Nach den ersten Regengüssen überraschten uns Riesenschwärme von Termiten. Es waren meist beflügelte Männchen und Weibchen, die ihren Hochzeitsflug hielten; kurz darauf verloren sie ihre Flügel und krochen dann zu Tausenden am Boden umher. Sie wurden von den Negern aufgesammelt, leicht geröstet und gegessen. Jetzt fanden sich auch die schönen dreifarbigigen Glanzstare ein, die nur von diesen Termiten leben. Nachdem die größte Menge vertilgt war, blieben nur noch unter dem Sonnensegel der Zelte größere Portionen zurück. Die Stare wurden allmählich so zutraulich, daß sie auf den Tisch flogen, an dem ich saß, um sich ihre Beute zu holen. Unvergleichlich schön waren diese kleinen Vögel mit ihrem stahlgrünen, glänzenden Rücken und der rotbraunen Brust mit hellem Querstreifen.

In der Nähe des Safari-Lagers sammelten sich regelmäßig Geier, Raben und Marabus, die von den Abfällen lebten. Wegen ihres Nutzens sind diese Vögel — eine wahre Müllabfuhr der afrikanischen Steppe — durch das Jagdschutzgesetz geschützt, sie dürfen weder gefangen noch geschossen werden. Bei Nacht kamen Hyänen und Schakale ins Lager und holten jeden Unrat, der umherlag; sie waren so gierig, daß sie Abfälle selbst unter dem Zelttuch fortschleppten.

Alle diese Lagerbesucher wurden mir schließlich vertraut und erhöhten noch den fremdartigen Reiz der Safari. Der Zeitbegriff war völlig versunken, ich habe auf Safari keine Uhr benutzt, der Stand der Sonne genügte uns für die Zeitbestimmung.

Afrika und seine Tierwelt haben sich mir erst „auf Safari“ völlig erschlossen. In diesen Monaten der afrikanischen Reise fanden alle Wunschträume meiner Knabenzeit ihre wahre und unvergeßliche Erfüllung.

## Nashornfang

Die Absicht unserer Expedition, ein lebendes Nashorn mit nach Hause zu bringen, war unsere größte und schwierigste Aufgabe.

Im Tierhandel waren damals afrikanische Nashörner überhaupt noch nicht angeboten; ein einziges, jüngerer Stück, das auf Bestellung importiert worden war, war mit dreißigtausend Reichsmark bei Vorauszahlung bewertet worden und in den Zoologischen Garten Hannover gelangt. Noch im Frühjahr 1929 kosteten sie sechsundzwanzig- bis achtundzwanzigtausend Reichsmark, und für ein halbwüchsiges Stück wurden von Amerika aus dreizehntausend Dollar

(zweiundfünfzigtausend Reichsmark) gezahlt. Es ist verständlich, daß der Fang eines Nashorns also auch in geldlicher Hinsicht für unsere Expedition von größter Wichtigkeit war.

In seiner afrikanischen Heimat ist das Nashorn nicht das gefährlichste Großtier, da von tödlich verlaufenen Jagdunfällen die meisten durch Elefanten oder Büffel, die in angeschossenem Zustand sehr reizbar sind, und durch die großen Raubkatzen, wie Löwen und Leoparden, verursacht werden. Aber das Nashorn ist doch ein sehr zu beachtender Gegner, mit dem man unterwegs nicht gern überraschend zusammentrifft. Denn wenn es auch den Menschen vermeidet und ihm ausweicht, falls es rechtzeitig durch Geräusch oder Witterung seine Annäherung bemerkt, so gerät es schnell in schlechte Laune, wenn es in seinem Schlaf gestört oder anderweitig gereizt wird. Dann greift es ohne weiteres an und kommt mit unglaublicher Schnelligkeit angestürmt. Zum Glück ist dieser Angriff sehr ungenau gezielt, denn es läuft häufig wenige Meter neben dem Gegner vorbei. Hat es den Feind nicht gefunden, so verfolgt es schnaubend seinen Weg weiter, im Gegensatz zum Büffel, der die Gegend nach dem Feind absucht. Dieses Verhalten hat wohl seine Ursache in dem schlechten Gesicht des Nashorns, das aber durch vorzügliches Gehör und Witterungsvermögen ausgeglichen wird. Es werden aus Ostafrika jährlich auch eine größere Anzahl Todesfälle durch Nashornangriffe gemeldet.

Als meine Absicht, ein Nashorn lebend zu fangen, bekannt wurde, berichtete man mir zunächst unzählige Geschichten von solchen Jagdunfällen — vermutlich, um mir Freude und Mut zu machen. So wurde, wie man mir erzählte, einem Masai mit einem Hieb des Hornes der Leib aufgeschlitzt, ein anderes Mal ein Reiter mit seinem Maultier hoch in die Luft geschleudert. Beim Bau der Uganda-Bahn im Jahre 1905 sind Nashörner sogar gegen die Güterwagen angerannt und haben sie zur Entgleisung gebracht — um danach unverletzt wieder im Busch zu verschwinden.

Diese Kraftleistung wird verständlich, wenn man hört, daß ein ausgewachsenes Nashorn etwa vierzig Zentner wiegt, so daß dieses Tier, wenn es sich mit seiner ganzen ungeheuren Muskelkraft in einen Angriff hineinwirft, in einem geradezu unwiderstehlichen Ansturm angebraust kommt. Der Hautpanzer ist so dick, daß man aus ihm feste Spazierstöcke herstellen kann. Die beiden Nasenhörner, die dem afrikanischen Nashorn seine Eigenart geben (das indische hat nur ein verhältnismäßig kurzes Horn), erreichen eine Länge von über ein Meter — in seltenen Fällen sogar bis eineinhalb Meter. Die Hörner laufen spitz zu und erinnern im oberen Teil an einen etwas gekrümmten und ziemlich scharf zugespitzten Säbel.

Das längste Horn des afrikanischen Spitzmaul-Nashorns, von dem ich drüben hörte, war ungefähr ein Meter dreißig Zentimeter lang. Das Horn ist ein reines Hautgebilde, das man leicht oberhalb der Nasenwurzel mit einem Messer



Arbeitsvertrag im Ohr!

Mbulu (Ostafrika), der seinen Arbeitsvertrag durchs Ohrläppchen gesteckt bei sich  
Der Mann zeigt den stark hamitischen Einschlag seines Stammes



Unsere jüngsten Pfleglinge  
Ein junges Zebra und zwei Weißbart-Gnus im Lager



Ein anderes Flaschenkind  
nziger, wenige Tage alter Rüssel-Dik-Dik, eine der niedlichsten Zwergantilopen,  
neben seiner Milchflasche

abschneiden kann. Man kann schon an den Hörnern erkennen, ob die Tiere im Wald oder in felsiger Gegend gelebt haben. Da sie ihre Hörner zu wetzen pflegen, erhalten die Hörner der Waldtiere eine sehr lange, dünne und gefährlich aussehende Spitze, während bei den anderen durch das Wetzen an Steinen die Hörner kurz und stumpf werden. Mitunter verlieren die Nashörner ein Horn, das wieder neu nachwächst.

Das Gewicht der beiden Hörner betrug bei dem von mir geschossenen Tier über zehn Pfund und stellt einen ziemlichen Handelswert dar, da zu meiner Zeit in Ostafrika bis zu sechsundvierzig Schilling für das Pfund Horn gezahlt wurden, doppelt so viel wie für Elfenbein. Wie man mir erzählte, wurde dieses Material nach dem fernen Osten exportiert, wo es in Pulverform von den mongolischen Völkern als sexuelles Anregungsmittel verwendet wurde. Hauptsächlich der Hörner wegen sind in den drei Monaten, die ich im Aruscha-Bezirk verbrachte, achtundfünfzig Nashörner geschossen worden. Zur menschlichen Nahrung ist das sehr grobfaserige und zähe Fleisch nicht geeignet, auch die Schwarzen der meisten ostafrikanischen Stämme, die sonst nicht sehr wählerisch sind, essen es nicht.

Schon auf der Dampferfahrt von Europa nach Afrika hatte ich gegrübelt: Wie kann man ein Nashorn lebend fangen? Ein altes Tier kam nicht in Frage, denn wie sollte man einen solchen Vierzig-Zentner-Koloß einfangen und festhalten? Aber selbst wenn das nach unendlichen Schwierigkeiten gelingen sollte, wäre doch der Transport zu teuer und zu umständlich gewesen. Es blieb also nur die Möglichkeit, eine Nashornkuh mit Jungem zu suchen und dieses einzufangen.

Wer mit den Gewohnheiten der Tierwelt vertraut ist, weiß, daß ein Muttertier mit Jungen besonders vorsichtig und angriffslustig ist. Mir war klar, daß wir nicht einfach hingehen und der Nashornmutter das Junge wegnehmen konnten. Viele Jäger erzählten mir, daß sie oft in der freien Steppe Nashörner getroffen hätten, aber nur sehr selten eine Kuh mit einem kleinen, fangbaren Jungtier. Diese hielten sich also nicht in der freien Ebene, sondern mehr im schützenden Busch auf. Unsere zukünftige Fangbeute durfte auch nicht zu klein sein, sonst wäre die Aufzucht ohne Mutter unmöglich gewesen, weil ganz junge Tiere sehr empfindlich sind und selten einen Nahrungswechsel überstehen.

Da traf ich glücklicherweise und ganz zufällig in Moshi den „alten Ostafrikaner“ Sidentopf, der bereit war, mich in ein Nashorngebiet zu führen. Wir beschafften zunächst von der englischen Regierung eine Fangerlaubnis für vier Nashörner und fuhren mit unserem Lastauto nach Mbulu; von dort ging es mit einer Trägerkarawane in die vorher seltener besuchte Gegend zwischen dem Manjara- und Ejassi-See. Hier fanden wir bergiges Gelände, mit dichten Dornbüschen bewachsen und von unzähligen ausgetrockneten Flußtälern und Schluchten durchzogen. Nur an einzelnen besonders tiefen Stellen waren kleine, mit trübem

Wasser gefüllte Tümpel. Dorthin kamen von weither die Nashörner zur Tränke. Wie wir aus den Fahrten feststellten, schienen säugende Muttertiere mit ganz kleinen Jungen häufiger zur Wasserstelle zu kommen, mindestens alle drei oder vier Tage. Um zum Wasser zu gelangen, legten sie nächtlich weite Märsche zurück; in einem bestimmten Fall, den ich beobachtet habe, war dieser Weg zur Tränke sicherlich etwa fünfzehn Kilometer lang.

Während die meisten Wildarten eine bestimmte kurze „Satzzeit“ haben, in der die Jungen geboren werden, finden sich bei den Nashörnern eigentlich zu jeder Jahreszeit Junge. Zuerst hält sich die Nashornkuh, die in dieser Zeit besonders böseartig ist, mit dem Kleinen im dichten Busch auf, später macht sie immer weitere Wanderungen und lockt das Junge mit schnaubendem Ton nach. Dieses folgt, wobei es ein leises, winselndes Piepsen hören läßt.

Bald nach unserer Ankunft sahen wir zwei Nashörner, die auf zweihundert Meter Entfernung sofort flüchtig wurden, in einer großen Staubwolke einen Berghang schräg hinaufstürmten und rasch verschwunden waren.

Als ich zum erstenmal Nashörner durch die Steppe laufen sah, war ich über ihre federnde und gleichmäßige, gewissermaßen flotte Gangart erstaunt. Trotz ihres großen Gewichtes und des gewaltigen, gedrungenen Körpers trabten sie leicht, schnell und fast geräuschlos dahin. Andere Tiere, denen sie unterwegs begegneten, weidende Zebras und Antilopen, zeigten keine Furcht und wichen vor den herantrabenden Riesen nur etwa vierzig bis fünfzig Meter seitlich aus.

In den Gebieten, wo die Nashörner zahlreich sind, bilden sie für die Safari eine größere Gefahr als Raubtiere; denn während diese, besonders Löwen, tagsüber dem Menschen und gar einer marschierenden Karawane ausweichen, wird das Nashorn durch seine Angriffslust ein unangenehmer Gegner. Es stürmt, wenn ihm der Wind aus der Nähe einen „feindlichen“ Geruch zuträgt, darauflos, ganz gleich, ob ihm dieser Feind etwa an Kraft überlegen ist oder nicht. Dazu kommt noch, daß das Nashorn in der Wildnis kaum einen Feind in der Tierwelt hat und deshalb ohne weiteres jedes ihm lästig erscheinende Lebewesen annimmt. Dabei nähert es sich derartig schnell, daß der Jäger, der zum erstenmal einem Nashorn gegenübersteht, sehr überrascht ist. Mit seinen weichen Sohlen tritt es ziemlich leise auf, und nur das Krachen der Äste auf seinem Weg und dann sein merkwürdiges Wutschnaufen verraten die Richtung.

Es ist sehr schwer, einem solchen annehmenden Nashorn auszuweichen, weil man meistens in dichtem Busch steckt; man gerät in die Dornbüsche oder in das Sansivieren-Gestrüpp, dessen säbelartig harte und spitze Blätter dem Jäger ernsthafte Verletzungen beibringen können. In einem solchen Falle hilft nur ein gut gezielter Schuß mitten auf die Stirn oder unter den Ohransatz, der das wütende Tier sofort erlegt. Im Angriff schwingt das Nashorn den Kopf mit den gewaltigen Hörnern hin und her, um damit Hiebe auszuteilen, und wehe dem Jäger, den ein Schlag mit dieser furchtbaren Waffe trifft!

Am häufigsten begegnet man den Nashörnern in der Buschsteppe, wo sie sich von Zweigen und Blättern der verschiedenen Weichhölzer nähren, aber auch erstaunlich harte Dornenäste vertilgen. Zur Ablagerung ihrer Losung scheinen sie gern an dieselbe Stelle zurückzukehren, so daß man häufig die großen, säge-späneartigen Haufen sieht. Man kann annehmen, daß diese Stellen eine Art Nachrichtenplatz für die Artgenossen bilden. Meistens durchstreifen die Tiere einzeln die Steppe, mitunter sieht man auch mehrere Stücke beieinander, niemals jedoch in großer Zahl zusammen, wie etwa Flußpferde. Wenn sie nicht gerade äsen, dösen oder schlafen, rempeln sie sich häufig untereinander, wobei sie sich spielerisch-freundschaftlich mit den Hörnern stoßen.

Wir hatten unser Lager am Rande eines Hochplateaus aufgeschlagen, von wo aus wir bei der besonders klaren afrikanischen Luft einen weiten Blick in das malerische Bergland hatten. In der Mittagszeit waren nur selten Tiere zu sehen; die hier lebenden Nashörner taten sich in der Mittagshitze unter irgendeinem Busch nieder und schliefen.

Nur in den Morgen- und Abendstunden waren sie im Busch unterwegs. Als ich zum erstenmal die Nashörner im hellen Morgenlicht erblickte, war ich sehr überrascht, denn sie sahen knallrot aus — sie hatten sich im roten Lehm der dortigen Gegend gesuhlt. Jeden Tag beobachteten wir sechs bis acht Stück und konnten am Standplatz und an der Länge der Hörner feststellen, daß es stets dieselben Tiere waren.

Auch immer derselbe riesige Giraffenbulle, der mit Kopf und Hals über Baum und Büsche ragte, pflegte täglich einsam in unserem Bezirk umherzuziehen.

Eines Morgens hatte ich von einer Anhöhe aus im Busch einen Nashornbullen entdeckt. Ich wollte ihn filmen und pirschte mich durch die Dornbüsche an ihn heran. Um in dem unübersichtlichen Gelände einen besseren Ausblick zu haben, kletterte ich auf eine Akazie und konnte zwar auf sechzig bis siebzig Meter das Tier sehr gut sehen, wegen der davorhängenden Baumzweige aber nicht aufnehmen. Also kletterte ich wieder hinunter und ging allein näher an ihn heran. Meine Boys und Gewehrträger, die mit mir gern und rasch auf die Bäume geklettert waren, zogen es vor, lieber in sicherer Höhe sitzen zu bleiben. Jetzt trat ich aus einem Busch und stand auf vierzig Meter dem Bullen frei gegenüber. Er lag im Halbschatten unter einem Bäumchen. Von seinem Rücken flogen mir hellen, pfeifenden Warnungsschreien die Madenhacker auf, amselgroße, weiße Vögel, die fast stets Nashörner und Büffel begleiten und wie Spechte auf ihren Rücken und den Seiten herumklettern. Sie suchen das Ungeziefer ab, halten aber auch faustgroße Hautwunden durch Bohren und Picken mit dem Schnabe dauernd offen, indem sie das geronnene Blut und die wuchernden Fleischsetzer fortholen.

Durch den Warnungspfeiff der Madenhacker wurde mein Bulle aufmerksam und sprang auf, doch als nach kurzem Umherfliegen die Vögel sich wieder auf seinen

ücken niederließen, legte er sich wieder unter sein Bäumchen und döste ruhig weiter. Ich begann zu filmen, und als mein Apparat schnurrte, horchte der Bulle auf, am hoch und mit erhobenem Haupt näher, die Nüstern weit offen, beide Ohren gespitzt. Aufmerksam und mißtrauisch wiegte er den Kopf hin und her. Jetzt standen wir uns auf nur etwa fünfzehn Meter gegenüber. Es war ein sonderbares Gefühl für mich, diesem großen und wehrhaften Urtier frei und ohne jede Deckung so nahe zu sein. Trotz der Büchse, die neben mir schußbereit an einem Busch lehnte, fühlte ich mich in diesem Augenblick durchaus nicht so sehr als „Herr der Schöpfung“. Und wenn ich nicht ganz damit beschäftigt gewesen wäre, den Nashornbullen recht gut im Filmbild festzuhalten, so hätte ich wohl Zeit zu Angstgefühl gehabt und mir auch wohl einen leicht ersteigbaren Baum ausgesucht. Jetzt hatte der Bulle das Filmen satt. Er schnaufte ein paarmal kurz und senkte den Kopf, das sichere Zeichen, daß er mich annehmen wollte. Da schrie ich ihn mehrmals kurz an und griff gleichzeitig nach meinem Gewehr. Das Anrüllen mußte Eindruck auf den Bullen gemacht haben, denn er machte unglaublich schnell kehrt und ging im Galopp ab. Hoherfreut filmte ich seine Flucht.

Nach fünf Tagen angestrengten Suchens und Spähens entdeckten wir endlich eines Morgens eine Nashornkuh mit Jungem. Sie zog gerade in einen dichten Busch und tat sich zum Schlafen nieder. Wir umgingen vorsichtig die Stelle, und schließlich fand ich am Rande einer steilen Felswand, die etwa zwanzig Meter hoch über dem Tier aufstieg, ein allerdings sehr luftiges Plätzchen zwischen Baumwurzeln, von wo ich das Gelände überblicken konnte. Von dem Tier war nichts zu sehen, aber die umherfliegenden Madenhacker verrieten seinen Schlafplatz. Und jetzt sah ich auch, wie sich hin und wieder die behaarten Ohrmuscheln zuckend bewegten, um die lästigen Fliegen zu verscheuchen. Viele Stunden hockten wir vergeblich wartend, daß die Nashornkuh sich aufrichten sollte. Denn wenn wir sie aufscheuchten, würden wir nur einen wütenden Angriff hervorrufen, an dem uns nichts lag. Endlich, kurz nach der Mittagsstunde, erhob sich das Tier, um weiterzuziehen. Langsam schob es sich durch den Busch; wie sich später herausstellte, hatte es einen ganz vereiterten Vorderfuß, vermutlich durch eine Infektion des weichen Sohlenpolsters, in dem schon bei geringfügigen Verletzungen schmerzhaftes Eiterungen entstehen können.

Das Junge, auf das wir es abgesehen hatten, marschierte hinterher, wir konnten es aber in dem dichten Busch nur undeutlich erkennen. Jedenfalls hatten wir den Eindruck, daß es von passender Größe war. Nun mußte die Kuh den Todesschuß erhalten. Haarscharf gezielt traf die Kugel unter dem Ohransatz genau ins Gehirn. Das Tier fiel auf der Stelle um, ohne auch nur einmal zu zucken. Das Junge wurde durch den Schuß nicht beunruhigt, hatte auch gar nicht gemerkt, was mit seiner Mutter geschehen war, und fraß ruhig weiter an den Büschen.

Jetzt mußten wir in den Busch hinein — eine ziemlich unheimliche Aufgabe, denn wenn das Junge größer war, als wir vermutet hatten, konnte sein Angriff

sehr unangenehme Folgen haben. Ich ließ das Gebüsch, in dem das Junge steckte, von der einen Seite auf hundert Meter Länge mit Netzen umstellen. Von der anderen Seite drang ich mit mehreren Schwarzen in das dichte Gestrüpp. Dabei knackten einige Zweige. Sofort hatte das Junge uns gehört, griff uns an und rannte einen Masai, der ihm in den Weg lief, einfach über den Haufen. Jetzt hatte ich das Tier, das ungefähr die Größe eines kräftigen Landschweins hatte, deutlich gesehen; voller Freude verspernte ich ihm den Weg. Es machte kehrt und galoppierte auf die Netze zu. Schon war es darin verstrickt, aber nur wenige Augenblicke. Es machte sich gleich wieder frei. Da war Olesen zur Stelle, der sich als erster auf das Tier warf und ihm seine muskulösen Arme um den Hals legte. Das Kleine quietschte gellend auf, und nun kam alles, was Hände hatte, herbeigestürzt, um es festzuhalten. Ein breites und dickes Lederhalsband, das wir aus Berlin zu diesem Zweck mitgebracht hatten, war schon bereit und im Augenblick um seinen Hals geschnallt. Daran banden wir lange Taue, die in verschiedenen Richtungen an Bäumen befestigt wurden. Auch um die Hinterbeine wurden Stricke gelegt. So stand nun unser kleiner „Pflegling wider Willen“ an der Stelle, wo wir ihn erwischt hatten. Das kleine Tier war voll tapferer Wut und Bosheit. Ab und zu versuchte jemand, sich mit ihm anzubiedern, aber sobald er freundliche Schnal-laute ausstoßend näher kam, machte das Kleine, den Kopf mit dem kurzen Horn gesenkt, den Versuch, auf ihn loszugehen. Es war ein junger Bulle, etwa sechs Monate alt und achtzig Zentimeter hoch, an der Schulter gemessen. Das Vorderhorn war zwölf Zentimeter lang, das Hinterhorn erst drei Zentimeter und nur wie eine runde Beule hochstehend. Die Haut des Jungen schwitzte stark, und überall an den weichen Hautstellen hatten sich unzählige Zecken angesaugt.

Wenn ich heute vor dem Gehege des Nashorns in unserem Garten stehe und das prächtig gewachsene, gesund und sauber ausschende Tier ansehe, das fünfmal so schwer ist wie damals, als wir es als Säugling im Dornbusch fingen, so habe ich immer wieder das freudige Gefühl des Jägers und Forschers, dem eine schwierige Aufgabe gelungen ist, und ich bin überzeugt, daß das Nashorn, an dem längst keine Zecken mehr saugen, das bei uns nie von Vereiterungen geplagt werden wird, sich im Berliner Zoo recht wohl fühlt.

Das Nashorn hatten wir. Nun war zu überlegen, was wir mit ihm anfangen sollten. Ein Abtransport war unmöglich, wir mußten also zunächst unser Zeltlager an den Fangplatz verlegen. Als Aufenthalt für das Kleine ließ ich einen festen Kral bauen, an dem sechzig Schwarze etwa fünf Stunden arbeiteten. Wir brauchten hundertzwanzig Stämme dazu, die in mühseliger Arbeit zusammengeholt wurden, denn wir mußten sie erst aus dem Dorngestrüpp der Steppe heraushauen. Die Stämme wurden tief in die Erde gerammt und mit langen Schlinggewächsen wie mit Seilen ineinander verflochten. Nun lösten wir die Stricke, die das Nashorn hielten, von den Bäumen und zogen los, das Tier zwischen den straffgespannten Seilen führend. An den vier Stricken hingen etwa

sechzig kräftige Schwarze. Das Junge aber entwickelte beim Zerren und Reißen eine derartige Gewalt, daß die vielen starken Männer auf dem kurzen, vielleicht fünfzig Meter weiten Weg zum Kral ordentlich durchgeschüttelt wurden. Ich war froh, als wir das kleine Tier endlich unverletzt in der Umzäunung hatten, und wachte sorgfältig darüber, daß ihm jede Erregung ferngehalten wurde. Einer von uns war immer in der Nähe, um aufzupassen, daß die Neger, unter denen sich neben einigen sehr vernünftigen auch eine ganze Anzahl kindischer und alberner Gesellen befand, das Kleine nicht neckten. Unsere vorsichtigen Annäherungsversuche scheiterten in den ersten Tagen sämtlich; auch wer mit grünen, saftigen Zweigen als Friedenspalme in der Hand herankam, mußte vor dem kleinen, blitzschnell vorstoßenden Tier schleunigst zurückweichen. Das Fütterungsproblem hatten wir in Berlin schon überlegt. Ich hatte einen mächtigen Gummilutscher mitgenommen, der als „Übergroße“ extra für diesen Zweck angefertigt war, außerdem Mecklenburger Kondensmilch, die, mit Hafermehl angerührt, dem Kleinen in einer Sektflasche gereicht wurde. Auch diese Sektflasche hatten wir vorsorglich mitgenommen, den ursprünglichen Inhalt zur Feier des geglückten Fanges allerdings zweckentsprechend verwendet.

Als Olesen sich das erstemal mit der Sekt-Milch-Flasche und dem Rieselutscher näherte, machte unser Säugling nur einen kurzen Ruck mit dem Kopf, und die Flasche flog in weitem Bogen ins Gras. Aber vom Hunger getrieben und vorsichtig daran gewöhnt, nach unzähligen Versuchen, lutschte es vierundzwanzig Stunden später die mit Milch angerührte Mehlsuppe; und nach einigen Tagen konnte Olesen in den Kral klettern und dem Nashorn sein Fläschchen hinreichen. Allerdings mußte er zunächst noch dem ersten Angriff ausweichen und sich dann dem Tier wieder nähern. Schließlich gewöhnte es sich vollkommen an Olesen und erkannte ihn ohne Scheu als Mutter an. An einem langen Strick folgte es ihm zu den schmackhaften Büschen in der Nähe des Lagers. Olesen streichelte das Tier oft, suchte ihm die quälenden Zecken ab und machte es dadurch ganz handzahn. Auch an mich gewöhnte es sich, aber wir bekamen beide noch manchen schmerzhaften Stoß. Das war die gutgemeinte uralte Zeichensprache der Nashörner. Die Schwarzen jedoch konnte es nie leiden, und namentlich, wenn sie plötzliche Bewegungen machten, stürzte es wutschnaubend auf sie los und rannte manchen über den Haufen.

Jetzt wollte ich ein Telegramm abschicken, das die frohe Nachricht nach Berlin bringen sollte:

„Nashorn, halbjährig, männlich, selbst gefangen. Alles gesund.“

Im Nashornbusch vor meinem Zelt schrieb ich den Zettel und klemmte ihn zusammengefaltet zwischen einen gespaltenen Stock. Zwei Wambulu aus meiner Karawane; nur mit einem Lendenschurz bekleidet und mit einem Wurfspieß bewaffnet, machten sich auf den Weg. Sie mußten drei Tage durch Busch und Steppe bis zur nächsten Poststation laufen. Hier gab es aber keinen Telegrafendraht;

mein Telegramm lag bis zum nächsten Sonnabend und wartete, bis der allwöchentliche Postläufer es mitnahm. Dieser lief als Eilbote nach Aruscha, wo die Kabelverbindung mit der Welt begann. Die Weitersendung nach Europa dauerte zwei bis drei Tage, so daß nach zehn Tagen meine Nachricht in Berlin ankam. Ein Brief braucht dreißig bis vierzig Tage; eine schnellere Beförderung ist ohne Flugzeug unmöglich.

Wir blieben ungefähr drei Wochen im Lager, und ich freute mich, wie das Nashorn allmählich immer zahmer wurde. Zuletzt ließen wir es frei in der Nähe des Lagers umherstreifen, allerdings mit einem zwanzig Meter langen Strick um den Hals, den es hinter sich her schleifte. Olesen blieb meist in seiner Nähe und hielt gemeinsam mit dem Nashorn sein Mittagsschlafchen im Schatten eines Baumes. Es war ein friedliches Bild: der kleine untersetzte Olesen dicht neben dem Nashorn, das sich bei ihm wie im Schutz seiner Mutter fühlte. Später, in der Steppengegend des Kilimandscharo, wurde ein Masai als Nashornwächter bestellt, der das Tier nicht aus den Augen lassen durfte. Wenn morgens sein Kral geöffnet wurde, rannte es mit einigen Galoppsprüngen hinaus und fing sofort an, an seinen Lieblingssträuchern in der Steppe zu fressen. Tagsüber beschrieb es einen großen Kreis von mehreren Kilometern um das Lager und kehrte am Abend regelmäßig von der entgegengesetzten Seite wieder zu uns zurück.

Eines Nachts erwachte ich plötzlich gegen drei Uhr — es war eine wunderbar klare Vollmondnacht — von dem wohlbekanntem kurzen Schnauben gereizter Nashörner. Im Nu war ich aus dem Schlafsack und stand draußen. Da gespensterten vor mir im Mondlicht mitten im Lager einige Nashörner wie gewaltige dunkle Schatten umher. Hinter Bäumen und Büschen sah ich unsere sämtlichen Boys und Träger in lebhafter Bewegung, wie sie schutzsuchend in Deckung sprangen, je nachdem, wohin sich die Ungetüme wandten. Gerade kam unser Führer Siedentopf angelaufen, um zu schießen, aber da drehten die Tiere schon ab und zogen, ohne Schaden anzurichten, von dannen, nur Schrecken und herrlichen Gesprächsstoff für unsere Schwarzen hinterlassend.

Am Tage nach diesem Abenteuer machten wir uns im Morgengrauen marschbereit. Ringsum trillerten in der erwachenden Natur die Sporenkuckucke, dann ertönte das melodische Gurren zahlloser Tauben. Beim Aufstieg in die Berge fanden wir in der Steppe die Fährte einer Nashornkuh mit Jungem. Wir folgten der Spur und stießen nach kurzem Marsch auf drei Nashörner, die sich gerade zum Schlafen niedertun wollten. Zwei Tiere steckten im Busch verborgen, das dritte ließ sich im Schatten eines Baumes auf die Hinterbeine nieder, so daß es wie ein Hund dasaß, dann wälzte es sich im Staube, ehe es sich mit untergeschlagenen Beinen wie eine Kuh hinlegte. Wir umgingen die Stelle sorgfältig und liefen vier lange Stunden durch Busch und Steppe, über Sand und Stein dem jungen Nashorn nach. Dreimal verloren wir die Fährte, fanden sie aber immer wieder. Unterwegs sahen wir viel anderes Wild, ein Zebra, Kuh-Antilopen, Strauße und



Impalla-Antilopen. In der Sonne, die hoch vom Himmel brannte, waren Hunger und Durst fast unerträglich geworden; meine Leute waren nach dem schwierigen Fünfzehnkilometermarsch fast verzweifelt und wollten nicht mehr weitergehen. Da fand ich in einem dichten Dornbusch mit stacheligen Sansivieren den ersten Nashornschlafplatz. Vorsichtig wurde der Busch abgesucht, aber vergeblich. Die Leute waren erschöpft und wollten und konnten nicht mehr weiter. Ich beschloß trotzdem, noch den letzten Berghang abzusuchen. Es war ein unheimliches Gefühl, in den toten und undurchsichtigen Busch hineinzugehen, und manchmal mußten wir sogar gebückt zwischen Dornen und stacheligen Blättern herumkriechen. Alle Sinne waren aufs äußerste gespannt, denn vor uns lag eine ganz frische Fährte. Ich hielt die schwere Büchse schußbereit in der Hand, mit äußerster Vorsicht gingen wir vor — wenn in solchen Augenblicken plötzlich der leise durchdringende Warnruf des Madenhackers ertönte, dann durchzuckte es uns wie ein Blitz, und ich blieb regungslos stehen, denn in der nächsten Sekunde schon konnte ein aufgeschrecktes Nashorn wütend heranstürmen. Saß dann im Bruchteil des nächsten Augenblicks der Schuß nicht zielsicher, so war ein Unglück nicht zu vermeiden — und jetzt wurden wir doch überrascht.

Im dichten Busch vor mir schimmerte es rötlich auf. Es war die durch rote Lehmäder gefärbte Haut eines Nashorns. Vielleicht hatte sich der Wind gerade gedreht oder ein kleiner Ast hatte geknackt, jedenfalls fuhr das Nashorn blitzschnell herum, ich sah, wie unter seinem Bauch ein Junges weggestoßen wurde, und schon stürzte das Muttertier auf uns zu. Hindernisse schien es für die wütende Kuh nicht zu geben; wie ein Sturmwind kam sie durch das Dickicht, im Ansturm die Dornbüsche zertrampelnd und dicke trockene Baumstümpfe in ihrem Weg einfach umreißend. Meine Schwarzen machten, was sie immer bei solchen Gelegenheiten tun — sie warfen alles, was sie hatten, zu Boden, auch die empfindlichen Foto- und Kino-Apparate, und verschwanden wie die Eichhörnchen in den Bäumen. — Ich schoß gleichzeitig mit Siedentopf, und drei Meter von uns entfernt stürzte das Nashorn tot zu Boden.

Jetzt winkte ich meine Schwarzen von den Bäumen herunter und befahl ihnen durch drohende Gebärden unbedingte Ruhe, um das Junge nicht zu vergrämen. Meine Boys kamen nur sehr allmählich von den Bäumen herunter, denn der Schrecken war ihnen gehörig in die Glieder gefahren. Wir warteten in einem Busch wohlversteckt stundenlang, aber das Junge zeigte sich nicht, und als wir nachsuchten, war es verschwunden. Seine Fährte führte in die Steppe hinaus.

Es war anzunehmen, daß es an die Stelle, wo es seine Mutter verloren hatte, zurückkehren würde, und wir machten uns hier ein kleines, primitives Lager zurecht. Jetzt bewölkte sich auch noch der Himmel, und ein eiskalter Tropenregen ging fünfzehn Stunden lang auf uns nieder. Wir saßen frierend unter einigen Zeltbahnen und erlebten wieder einmal die elementaren Gegensätze Afrikas: am Tage unerträgliche Hitze und Trockenheit, die Mund und Lippen ausdörte,



„Europäisch“ bekleidet

Mein ostafrikanischer Träger vom Stamm der Wanjuwesi war auf dieses Hemd a Löchern sehr stolz, weil es ihn von den wilden Buschnegern unterschied





Mit der Trägerkarawane durch afrikanisches Hügelland bei Mbulu

und in der Nacht unendliche Wassergüsse und empfindliche Kälte. Unsere Neger hockten bis zur Morgendämmerung mit vor Kälte grauen Gesichtern dicht beieinander.

Am nächsten Morgen hörte der Regen endlich auf, aber er hatte jede Spur verwaschen, und weit und breit war von unserem Nashorn nichts zu sehen. Müde und hungrig suchten wir die Steppe ab, unsere Stimmung wurde immer mutloser. Die Wambulu, die schon am Tage über die Strapazen gejammert hatten, konnte ich nur mit Mühe bewegen, noch weitere Umwege zu machen und auch die entfernteren kleinen Bergschluchten abzusuchen. Am Nachmittag schoß ich eine Kuh-Antilope, die sofort zerlegt und verteilt wurde, was den Leuten auf einige Zeit wieder neuen Lebensmut gab. Es half jedoch nichts, spät abends kehrten wir in der Dunkelheit niedergeschlagen und erschöpft von dem ergebnislosen Suchen in unser Hauptlager zurück. Bei Sonnenaufgang brach ich mit meinen Fährten-suchern wieder auf, aber nirgends war eine Spur des jungen Nashorns zu finden. Vielleicht war das noch wehrlose kleine Tier schon längst eine Beute der Löwen geworden, deren Fährten wir häufig im Steppensand fanden und deren Brüllen allabendlich zu uns herüberklang. Am Abend hockten sich meine Eingeborenen zu einem großen „Schauri“ (Beratung) zusammen, dann kam als ihr Beauftragter der „headman“, der Obmann, und teilte mir mit, daß sie nicht mehr suchen wollten, da es ja doch zwecklos sei.

Ich hatte mich aber in den Gedanken verbissen, ich wollte das kleine Nashorn finden. Mit besonderen Versprechungen überredete ich am anderen Morgen einige der Tüchtigsten und zog von neuem mit ihnen in die Steppe. Etwa eine Stunde war vergangen, als plötzlich einer der Boys durch den Busch angerannt kam: „Bwana, ein junges Nashorn mit einem großen ist da! Dort am Fluß sind ganz frische Fährten, sie haben heute nacht getrunken.“

Im Nu entstand Aufregung und fieberhafte Tätigkeit im Lager, alle Mühe war vergessen, und jeder suchte zu helfen. Die Träger brachten Seile und Stricke, die Büchsenträger holten die Waffen, die Kamera-Boys nahmen die Apparate, und nach kurzer Zeit rückten wir mit sechzig Mann ab.

Wir durchquerten ein kleines Tal, auf dessen gegenüberliegender Seite sich die Nashörner im dichten Sansivierenbusch aufhalten sollten. Einer der Fährten-sucher, die ich früh ausgeschiedt hatte, wartete dort schon auf mich.

„Großes ist nicht da, nur Kind!“ flüsterte er und führte mich auf einen kleinen Steinhügel, von wo ich das Nashorn im Gebüsch erblicken konnte. Ich ließ gerade die eine Seite des Gebüsches mit Netzen umstellen, als unerwartet das Junge auf einem Wildwechsel ganz gemächlich anspaziert kam.

„Nicht bewegen!“ lief das geflüsterte Kommando, jeder blieb wie gebannt auf seinem Platz stehen. Das Junge kam friedlich näher und bemerkte plötzlich unsere unbeweglichen Gestalten. Eine Weile stand es regungslos, betrachtete uns, drehte sich um, trollte ab und war schon wieder im Gebüsch verschwunden.

Ich rannte nun, so schnell ich konnte, auf die andere Seite des Gebüschs und liegte mich mitten auf den alten Nashornwechsel, der durch die Sansivieren verlief. Das kleine Tier erschien auch gleich darauf. Da bewegten sich zwei Wambulu in meiner Nähe unvorsichtig, und das Nashorn stürzte blitzschnell auf sie los, worauf die Schwarzen mit Riesensätzen das Weite suchten. Ich selbst kam mit großen Sprüngen heran und konnte dem Jungen den Weg abschneiden. Schon vorher hatte ich mir überlegt, wie ich wohl das Nashorn am besten festhalten könnte, und beschloß, es entweder an einem Hinterbein zu packen oder, wie es bei dem ersten Jungen, ihm die Arme um den Hals zu schlingen. Und als ich jetzt das Kleine erreichte, machte ich es so. Ich warf mich auf das Tier und umschloß ihm mit aller Kraft die Arme um den kurzen Hals. Das war nicht so einfach, denn es war ungemein wütend und schlug mit Kopf und Horn hin und her, so daß ich meinen Kopf ganz zur Seite biegen mußte. Gleichzeitig duckte ich mich auch in gebückter Haltung dicht über den Erdboden, denn das Kleine riß mich gewaltig hin und her, und ich mußte mich vor den scharfen, säbelartigen Stacheln der Sansivieren sehr in acht nehmen. Ich ließ mich daher, halb auf der Seite liegend, von dem Nashorn mitschleifen. Während wir so auf dem alten Nashornpfad hin und her rutschten und das Kleine, dem mein fester Griff um den Hals als sicherlich unangenehm war, durchdringend quietschte, schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Werin jetzt ein altes Nashorn in der Nähe ist und den Schrei des Jungen hört — was dann?

Einige Wambulu mit Stricken in der Hand standen in der Nähe und sahen zu, wie ich mich bemühte, das Tier festzuhalten, ohne aber zuzugreifen. Ich hatte zwischen das Gleichgewicht verloren und war halb unter das Nashorn gerutscht, so daß ich auch noch ein paar kräftige Tritte auf den Bauch bekam. Ich brüllte die Wambulu an, die sich endlich entschlossen, das Tier an den Hinterbeinen zu packen. Jetzt kam auch Siedentopf mit Stricken, und bald hatten wir unsere kleine Beute in der Gewalt. Wir waren zunächst, Menschen und Nashorn, so erschöpft, daß wir erst eine längere Ruhepause brauchten.

Dann hatte ich eine Idee, die den Transport unseres Gefangenen ziemlich mühelos machte. Sobald nämlich einer der Schwarzen sich dem Nashorn näherte, konnte es angriffslustig auf ihn los. Ich ließ nun einen Mann auf das Tier zugehen und dann in Richtung unseres Lagers davonlaufen. Das kleine Tier rannte hinterher, gefolgt von seinen Begleitern, die es an langen Seilen hielten. Nach anderthalb Stunden waren wir glücklich im Lager, und an demselben Abend trank das junge Nashorn bereits aus der von Olesen, der geübten Nashorn-Stiefmutter, bereitgestellten Milchflasche.

Das Kleine war ein junges Weibchen von siebzig bis fünfundsiebzig Zentimeter Höhe und etwa hundertvierzig Zentimeter Länge. Das Vorderhorn war drei bis vier Zentimeter lang, das Hinterhorn begann erst herauszuwachsen. Es war dasselbe Tier, dessen Mutter wir beim Angriff abgeschossen und das wir dann

fünfzehn Kilometer von der jetzigen Fangstelle verloren hatten. Es hatte drei Tage und zwei Nächte allein im Busch verbracht, und das sollte ihm zum Verderben gereichen. Drei Tage später ging das kleine, uns allen schon liebgewordene Tier an Krämpfen ein. Es war wohl doch zu lange allein und ohne Pflege in der Wildnis gewesen. Ich kann gar nicht beschreiben, wie schmerzlich dieser Verlust für uns alle war. Olesen lag den ganzen Tag teilnahmslos vor Trauer in seinem Zelt.

Es war uns nur ein Trost, daß unser erstgefangener kleiner Nashornbulle gesund und lebenskräftig war, er erhielt bald einen munteren Spielgefährten, ein junges Gnu, das wir im Ngoro-Ngoro-Krater kurz nach seiner Geburt gefunden hatten und das frei und zutraulich in unserem Lager umherlief.

Der Weitermarsch brachte eine unendliche Reihe von Mühen und Beschwerden mit sich und machte das kleine Nashorn in seiner Eigenwilligkeit zum wirklichen Herrn der Expedition. Zunächst ging es auf den von Nashörnern getretenen Pfaden ganz gut vorwärts. Aber nach anderthalb Stunden schon verlor unser Pflegling die Lust am Spaziergehen, begann an jedem Busch zu fressen und war nur mit Mühe weiterzubringen. Die ganze Karawane mußte haltmachen und warten, bis es ihm gefiel, weiterzugehen. Gegen zehn Uhr morgens, als die Sonne immer höher stieg, legte es sich in den Schatten eines Busches und schlief ein. Damit war der Marsch für diesen Tag beendet. Zum Glück war in der Nähe eine günstige Wasserstelle, und wir konnten dort einige Tage lagern.

Mit frischen Kräften ging es dann am ersten Marschtag los!

Die Freude dauerte aber leider nicht lange, denn kaum waren wir eine halbe Stunde unterwegs, so blieb das Nashorn stehen, legte sich hin und schlief ein. Mitten in der Grassteppe, ohne erreichbares Wasser, mußten wir kampieren.

Nun kam ich auf den Gedanken, das widerspenstige kleine Tier tragen zu lassen. Die Tragbahre wurde aus Zeltbahnen und Stangen hergestellt und so eingerichtet, daß vierzig Mann anfassen konnten. Das Ganze mußte sehr fest und haltbar gebaut werden, denn unser Pflegling wog etwa zwei Zentner und wußte seine Kräfte gehörig anzuwenden. Als mit vieler Mühe endlich alles fertig war, hatte sich unser Nashorn inzwischen anders besonnen und lief freiwillig mit. Wohl lag das auch daran, daß Olesen hinter ihm ging und es hin und wieder von hinten ein wenig anstieß, wie es die alten Nashornkühe mit dem Horn zu tun pflegen.

Ein schneller Läufer hätte die Strecke in anderthalb Tagen bewältigt, wir brauchten sieben Tage dazu. Das Tempo richtete sich ganz nach den Launen des kleinen Tieres, bei dem mit Gewalt gar nichts und nur mit Liebe und Güte etwas auszurichten war.

Eines Morgens — wir waren gerade dabei, unser Lager in einer landschaftlich besonders schönen, grün bewachsenen und blühenden Gegend abzurechen —

sah ich plötzlich, wie ein großes Nashorn friedlich an unseren Lagerplatz herankam. Jetzt war die immer vorausgesehene Gefahr da: wenn das große Tier unerwartet angegriffen hätte, wären meine Schwarzen ausgerissen, und ich hätte keine Hilfe gehabt, um unsern kleinen Gefangenen festzuhalten, falls dieser hinter seinem lange entbehrten Artgenossen herlief. Mit dem Gewehr im Anschlag ging ich dem unerwünschten Besuch entgegen und versuchte wieder einmal den alten Trick — ich brüllte das Nashorn laut an. Es stutzte, blieb stehen — und ging mit Gepolter flüchtig ab. Erleichtert lachten meine Schwarzen auf, auch mir war wieder besser zumute.

Am schwierigsten gestaltete sich die Überschreitung des etwa zweitausenddreihundert Meter hohen Aitjo-Berges. Hinauf ging alles glatt, aber beim Abstieg streikte das Nashorn, und wir waren froh, es wenigstens in ein kleines Urwaldtal hinunter zu bekommen. Hier verbrachten wir wieder eine sehr kühle Nacht. Unsere beiden jungen Gnus — es hatte sich inzwischen noch ein zweites angefunden — waren ganz steif vor Kälte, so daß ich sie zu mir legte und mit meinen Decken zudeckte. Alle Stunde bekamen sie Durst und fingen an, mich immer wieder anzustoßen. Dann mußte ich wieder aufstehen und ihnen ihre Milch zurechtmachen. Es war gar nicht so einfach, Gnumutter zu spielen. Wenigstens die wirklich wohlverdiente Nachtruhe ging dabei drauf!

Unsere Verpflegung war nicht verlockend. Wir hatten nicht einmal klares Wasser finden können und mußten uns mit der trüben Flüssigkeit einer durch Rinderurin verunreinigten Wasserstelle begnügen, die gekocht als Tee widerlich schmeckte.

Einige der zu häufigen Ruhepausen benutzte ich, um im Film eine Szene unseres Marsches zur Küste aufzunehmen. In diesen Bildern kann man deutlich sehen, wie das kleine Nashorn, vorn und hinten von einigen Schwarzen an Stricken gehalten, von Stiefvater Olesen gefolgt, gemächlich dahinzieht, unterwegs stehenbleibt, um mit der spitzen, greiferartigen Oberlippe einige Blätter abzupfen und dann, wenn es nach seiner Meinung genug marschiert ist, sich hinzulegen, wo es gerade steht.

Je weiter wir aus der eigentlichen Heimat des Nashorns kamen, desto größer wurde die Schwierigkeit, geeignetes Futter zu beschaffen, denn die weichholzigen Büsche, das Lieblingsfutter der Nashörner, wuchsen immer seltener. Zuletzt schickte ich täglich alle verfügbaren Träger der Karawane aus, um wenigstens einen einzigen Busch heranzuschaffen. Später, in der Masai-Steppe, wurde die Lage noch schwieriger, denn es war gegen Ende der großen Trockenzeit und die meisten Büsche von den riesigen Rinderherden der Masai und vom Wild abgefressen. So blieb nichts übrig, als mit dem Lastauto von einem weit entfernt wohnenden Farmer frische Luzerne holen zu lassen. Später setzte die Regenzeit ein, und wenn sie auch mancherlei Unannehmlichkeiten mit sich brachte, so erzeugte sie doch wenigstens frisches und saftiges Futter.

Unter den geschilderten und manchen anderen Geduldsproben erreichten wir endlich die Ebene, in der eine Fahrt mit dem Lastauto möglich war. Wir versuchten, das Nashorn auf das Auto heraufzuheben, aber es wehrte sich und strampelte derartig, sobald es den Boden unter den Füßen verlor, daß wir, um das Nashorn nicht zu gefährden, diesen Versuch sofort aufgaben. Ich ließ nun den Wagen rückwärts gegen einen kleinen Erdhügel fahren, der so abgeflacht wurde, daß die Plattform des Autos mit dem Hügelrücken in gleicher Höhe lag. Die Plattform selbst belegten wir mit Erde und Gras, so daß das Tier gar nicht merkte, wie es vom festen Boden auf das Auto hinauf lief. Wir zogen mit „Mtoto“ die kleine Anhöhe hinauf — ein kräftiges Nachhelfen von hinten, und endlich war es im Auto. Der gemeinsame Erleichterungsseufzer von Olesen und mir schallte weit hin über die Steppe.

Jetzt ging es verhältnismäßig rasch weiter; aber während der ganzen Fahrt mußte Olesen auf einer Kiste neben dem Nashorn sitzen und ihm gut zureden, wenn tiefe Löcher und Unebenheiten im Wege das Gefährt ins Schwanken brachten. Als Schutz gegen Wind und Sonnenstrahlen hatten wir Zeltplane gespannt und den Wagen selbst wie zu einer Pfingstfahrt innen mit grünen Zweigen ausgekleidet, damit „Mtoto“ sich in diesem fahrenden vorgetäuschten Busch nur recht wohl fühlen sollte.

Wir fuhren meistens in den kühlen Nachtstunden und erreichten wohlbehalten die große Masai-Steppe zwischen Kilimandscharo und Meruberg. Hier errichteten wir ein neues Standlager für den Giraffenfang, die zweite bedeutende Aufgabe unserer Expedition.

\*

Erst drei Monate später ging der Transport des Nashorns nach Berlin vonstatten. Im Steppenlager hatte sich das Tier sehr gut entwickelt, besonders als die Regenzeit einsetzte und überall frische grüne Triebe sproßten. Auf dem Schiff war wieder etwas Not, „Mtoto“ bekam zwar reichlich Heu und Körnerfutter, aber die Büchsenmilch war knapp, nur zwei Liter täglich konnten wir als Milchsuppe servieren. Um ihm genügend Bewegung zu verschaffen, ließ ich es gegen Abend eine Weile frei auf dem Deck umhermarschieren.

Die meisten Sorgen hatte ich, als wir von Genua mit der Bahn über die Alpen fuhren, wo in der zweiten Hälfte des Mai Neuschnee gefallen war. An den Folgen dieser Temperaturschwankungen litt das Nashorn in Berlin auch noch einige Zeit, aber dann setzte eine mächtige Entwicklung ein. Allein an reiner Milch trank es täglich zwölf Liter, dazu noch ungefähr sechs Liter Suppe. Auch das Kraftfutter: aufgebrühte Kleie, Hafer- und Gerstenschrot, und Heu nimmt es gern, mit Vorliebe aber frißt es getrocknete Akazienblätter und Zweige.

Das junge Tier ist erstaunlich an Länge und Schwere gediehen, es hat jetzt (nach zwei Jahren) eine Schulterhöhe von hundertdreißig Zentimeter und eine

Körperlänge von zwei Meter fünfzig Zentimeter erreicht. Das Gewicht wird auf fünfzehn bis zwanzig Zentner geschätzt. Das vordere Nasenhorn ist schon zwanzig Zentimeter lang geworden. In der Befriedigung des Triebes, seine Hörner zu wetzen, scheuert es gern damit an Futternäpfen und Wänden.

Alle scharfen Kanten an seinem Gehege mußten wir infolgedessen sorgfältig mit Holz verschalen, damit das Horn nicht beim Scheuern vollständig zerstört wird.

Auch jetzt noch kommt das Tier auf Anruf zu mir ans Gitter und läßt sich gern an den weichen Hautstellen um die Augen streicheln. Noch jetzt nimmt es meine Faust, wie um daran zu lutschen, ins Maul. Immerhin muß ich dabei vorsichtig sein. Als es jünger war, hat es dabei spielerisch an meinem Finger gekaut und mir dabei eine sehr schmerzhaft, lange blutende Wunde gebissen.

Am angenehmsten ist es Mtoto, wenn ich ihm mit meinem Taschenmesser den Rücken abschabe, dann dehnt er sich, streckt sich und streckt das kleine Schwänzchen in die Höhe. Mit dem ehemaligen Freund, dem Gnubullen, konnte er nicht mehr zusammengelassen werden. Jedes Tier spielte mit dem anderen auf seine Art. Ein leichter spielerischer Hieb mit dem Horn warf das Gnu mehrmals in die Höhe und brachte es in Lebensgefahr. Das nicht böse gemeinte Stoßen des Gnus wiederum konnte leicht das Auge des Nashorns treffen und mußte deshalb verhindert werden, um eine Verletzung dieses wertvollsten Tieres des großen, mehrere tausend Köpfe zählenden Bestandes des Berliner Zoologischen Gartens zu vermeiden.

### Wie man Giraffen fängt — und nach Berlin bringt

Die ersten Giraffen in freier Wildbahn sah ich nach nächtlicher Bahnfahrt von Daressalam dicht neben den Schienen der Mittellandbahn im hellen Morgenlicht: einen riesigen Bullen von etwa fünf Meter Höhe mit mehreren Weibchen und Jungtieren. Ruhig blieben sie in der Steppe stehen und äugten unseren Zug ohne Scheu an.

Vom Abteufenster aus sind auch auf anderen Eisenbahnstrecken des äquatorialen Ostafrika häufig Giraffen zu sehen, am bekanntesten ist dies bei der Ugandabahn, deren Telefonleitungen mehrmals von Giraffen zerrissen worden sein sollen. Infolge der strengen Jagdschutzgesetze ist in weiten Steppengebieten Mittelfrikas die Giraffe noch recht häufig zu finden. Die harmlosen, unschädlichen Tiere genießen weitgehenden Schutz, und nur mit besonderer Erlaubnis der Verwaltungsbehörden darf jeder Jäger jährlich höchstens eine einzige Giraffe schießen. Als Sondergebühr sind dafür hundertachtzig Schilling zu zahlen, aber sehr selten wird ein derartiger Schußschein gekauft.

Der Reichtum an Giraffen im ehemaligen Deutsch-Ostafrika ist erstaunlich. In manchen Gegenden ist die Giraffe das am häufigsten gesehene Tier. Daher trug die erste Briefmarke, die die englische Mandatsregierung für Tanganjika herausgab, einen Giraffenkopf.

Fast bei jeder langen Autofahrt sieht man größere oder kleinere Rudel dieser schönen Tiere, die oft dicht am Wege ungestört an den Baumkronen niedriger Akazien äsen. Wenn ich aber ein Rudel aus der Nähe beobachten oder im Bilde festhalten wollte, so mußte ich mit äußerster Vorsicht vorgehen, da die Giraffe ausgezeichnet sieht und durch ihre Höhe von oben einen weiten Überblick über die Landschaft hat. Meistens gingen sie in ihrem eigentümlichen schaukelnden Galopp flüchtig ab und verschwanden schnell zwischen den Bäumen. Es war interessant, zu beobachten, wie die großen und auffallend gezeichneten Tiere ihrer Umgebung angepaßt sind. Eine Giraffenfamilie im Dornbusch fügte sich mit dem bunten, lebhaft gemusterten Fell so in die sonnenbelegten Zweige ein, daß man scharf hinschauen mußte, um in dem Gewirr der Äste und der im Sonnenlicht flimmernden Blätter die vier bis fünf Meter hohen Tiere überhaupt zu erkennen.

Oft sahen wir die Giraffen hinter niedrigen Büschen, die zwar den Körpern, aber nicht den langen Hälsen Deckung boten; dann blickte ein halbes Dutzend dieser „hohen Tiere“, wie von Wachttürmen in die Steppe lugend, nach uns aus. Besonders komisch wirkten die steifbeinigen, wie Fohlen mitlaufenden Jungen durch ihre langen Läufe und den kurzen, zusammengedrängten Leib.

Der Lieblingsaufenthalt der Giraffen ist die lichte Baumsteppe, auf freier Grasfläche ohne Unterholz sieht man sie nur selten, wenn sie zur Tränke ziehen oder von einem Buschwald zum anderen hinüberwechseln.

Einem solchen wandernden Rudel bin ich einmal gefolgt, indem ich einige Stunden lang mit dem Auto neben ihm blieb und mich allmählich immer näher an die langsam weiterziehenden Giraffen heranwagte. Nach einiger Zeit hatten sie sich an die Begleitung des Autos wie an ein harmlos erscheinendes Tier gewöhnt und waren durch seine Anwesenheit gar nicht mehr beunruhigt.

Zwei Bullen dieses Rudels gerieten plötzlich in Streit und schlugen sich gegenseitig mit den behaarten Hornzapfen des Kopfes auf Rücken, Hals und Seiten. Dabei standen sie sich nicht gegenüber, sondern dicht nebeneinander und boten einen recht sonderbaren Anblick, wie sie die langen Häuse zum Stoßen seitlich herumbogen. Die ausgeteilten Stöße und Schläge schienen sehr heftig zu sein, denn nach kurzer Zeit zog der eine Gegner besiegt von dannen.

Anderem Wild gegenüber zeigen sich die Giraffen recht verträglich. Oftmals beobachtete ich, daß andere Herden, insbesondere Grant- und Thompson-Gazellen, sich gar nicht um die mitten zwischen ihnen äsenden Giraffen kümmerten, sogar die Rinder-, Ziegen- und Schafherden der Masai wichen ihnen in der Steppe kaum aus.



### Aus dem Schlaf gestört

Der Nashornbulle lag schlafend unterm Baum und wurde von mir mit Steinwürfen aufgeweckt. Er sprang überraschend schnell auf, sicherte nach allen Seiten und zog dann in die Steppe ab



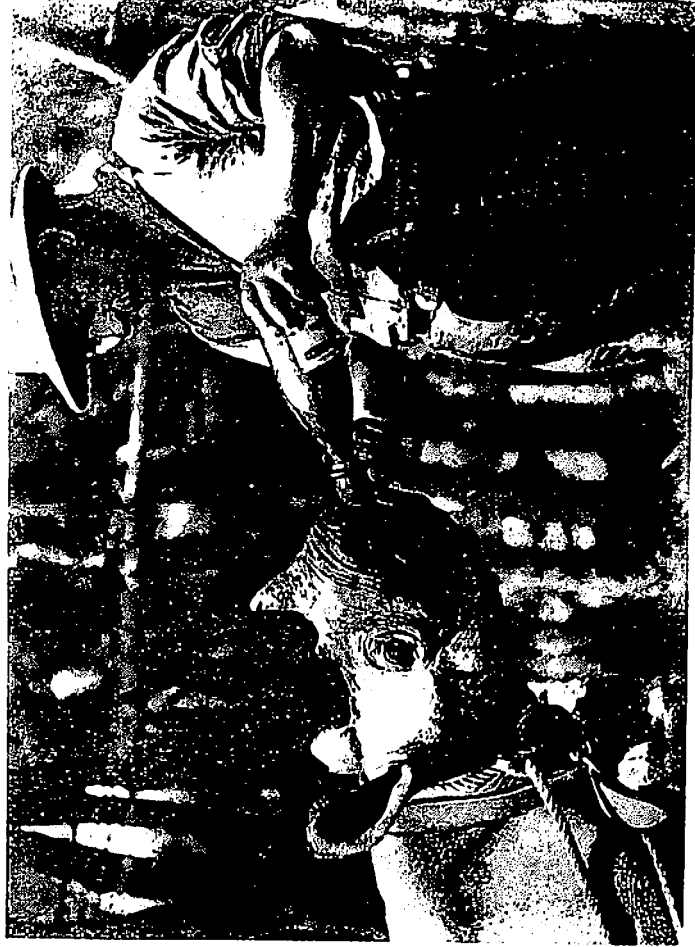
Unsere wertvollste Beute: ein junger Nashornballe  
Da das Tier sehr wild und angriffslustig war, mußte es vorn und hinten mit Stricken gefesselt werden



Mit „Mtoto“ (=Kind) durch die Steppe

Der Marsch mit dem jungen Nashorn war oft recht schwierig. Wenn dem Tier die Sonne unangenehm wurde, legte sich „Mtoto“ im Schatten hin und schlief stundenlang. Geduldig mußten wir dann alle warten, bis es wieder aufkam und freiwillig weiterlief





### Lebenslauf

Oben: Olesen gibt dem frischgefangenen jungen Nashorn die Flasche. Sie enthält Maismilchsuppe mit Milch  
Unten: Zwei Jahre später — 10 Zentner schwerer!



### Tierfreundschaft

Unser Nashorn kurz nach der Ankunft in Berlin mit einem jungen Weißbart-Gnu, seinem Reise-  
gefährten, von dem es sich später nur schwer trennen ließ